

Oleg Kappes:
Rituale in der wissenschaftlichen Kommunikationskultur
am Beispiel von Historiographien
in gesellschaftlichen Umbruchsphasen

Rituale und Wissenschaft – eine andere Perspektive

Die Aufforderung, mit Ethnologen auf einem Diskussions-Panel zu arbeiten, war für mich eine gute Gelegenheit, mein Promotionsthema unter einem anderen Blickwinkel zu betrachten. Auf den ersten Blick sind Wissenschaft und Riten ihrer Natur nach von grundlegend unterschiedlicher Qualität. In der üblichen Wahrnehmung gehören die Riten zur Realität der vormodernen Völker. Bei näherer Betrachtung stellte ich fest, dass die Kommunikationsrituale ihre Funktionalität auch in einer modernen Gesellschaft nicht verloren haben, nur die Formen haben sich mit der Zeit geändert. Bei meinem Thema handelt es sich um den Vergleich zwischen der russischen und der bundesrepublikanischen Historiographien in den Umbruchsphasen der 1950er Jahre für Westdeutschland und der 1990er Jahre für Russland. Meine Beobachtungen zu dem Thema ließen mich zu dem Schluss kommen, dass auch die Kommunikationsabläufe in der Wissenschaft nicht ohne rituelle Komponenten auskommen. Besonders was die Kommunikationsmuster in Bezug auf die professionelle und soziale Identität der Historiker in den gesellschaftlichen Umbruchsphasen angeht, kann man hier durchaus Hinweise auf ein quasi rituelles Handeln finden. Für die Historiographie gilt dies auf zwei Ebenen: die der rituellen Gesten innerhalb der innerfachlichen Kommunikation Geschichtswissenschaft und Gesellschaft und die in der innerfachlichen Kommunikation. In diesem Beitrag versuche ich deshalb meine Annahme zu begründen, dass die Kommunikationsabläufe in einem rationalisierten Wissenschaftsbetrieb auch rituelle Komponenten enthalten.

Rituelles Handeln und professionelle Selbstidentifizierung

Bestimmte Anzeichen für rituelle Komponenten in der professionellen Identitätsbildung kann man am Beispiel der russischen Historiker der 90er Jahre ablesen. Die Selbstbestimmung der

älteren Forschergeneration hatte sich im Rahmen der Kontroverse um die Wissenschaftlichkeit des Marxismus im Sinne der Verteidigung des eigenen wissenschaftlichen Erbes neuformiert. Der Marxismus wurde damit für einen Großteil der Historiker zu einem Knackpunkt der professionellen Identifizierung durch Selbstabgrenzung. Ein Bekenntnis zur Methodologie des Marxismus bedeutete gleichzeitig eine Geste der Zugehörigkeit zu einer tradierten Forschungskultur und aus dieser Sicht hatte einen rituellen Sinn. Andererseits feilschten diese Historiker auch an positiven Identitätsoptionen für sich, wie am Bild eines Verteidigers der russischen wissenschaftlichen Tradition gegen den demagogischen Willen der Partei. Die Anerkennung dieses Bildes war eine Art Passierschein zu einem sozialen Netzwerk von Wissenschaftlern einer bestimmten methodologischen Ausrichtung, was wiederum an die Zugehörigkeitsrituale erinnert¹.

Ein wichtiger argumentativer Zug der Verteidigungsposition in Bezug auf die sowjetische Vergangenheit war eine positive Konstruktion der Arbeitsweise der Historiker. In dieser Hinsicht hielt man herausragende Beispiele parat, welche die Menschen zeigen sollten, die ihrem Fach uneingeschränkt und selbstlos dienten. Man bescheinigte den besten sowjetischen Wissenschaftlern einen selbstlosen Einsatz für die Interessen der Wissenschaft, auch mit Risiko für sich selbst, und eine absolute Identifizierung mit ihrem Fach. Sie verstanden ihr Engagement als ein soziales und politisches, und zwar im Interesse des eigenen Landes². Man kann hier deutliche Parallelen zu den westdeutschen Historikern der ersten Nachkriegszeit feststellen, für die die nationalstaatlichen Interessen zu einem der wichtigsten fachlichen Anliegen gehörten³. Diese gemeinsame Wertefasette gehörte zu einer traditionalistischen Auffassung von Wissenschaftlichkeit, deren Ursprung beiden Historiographien offensichtlich gemeinsam war. Eine solche Art von tradierter und „selbstverständlicher“ Komponente des wissenschaftlichen Eigenverständnisses sollte neben einer methodologischen Festlegung der Wissenschaftler eine kulturelle Zugehörigkeit symbolisieren, die eng mit rituellem Handeln verbunden war, z. B. im Hinblick auf die Frage, worin das professionelle Verhalten eines „echten“ russischen bzw. deutschen Historikers bestehe.

¹ Die These besteht darin, dass als ein großer Verdienst der sowjetischen Historiker eine Aufbewahrung der alten Tradition der russischen Geschichtsschreibung betrachtet werden kann. Diese Tätigkeit kann man als eine Art Widerstand der offiziellen Politik auffassen. Also hatten die Historiker trotz der daraus resultierenden politischen Risiken die alte akademische Tradition vor dem vollständigen Untergang gerettet.

Auch in: Poljakov, Ju.A.: Istoritscheskaja nauka: ljudi i problemy. – Moskau: POCCIIЭH, 1999, S.210

² So ist z.B. eine Darstellung von Akademik Tihomirov bei Ju.A. Poljakov. In: Poljakov, Ju.A.: Istoritscheskaja nauka: ljudi i problemy. – Moskau: POCCIIЭH, 1999, S. 222

³ Denn für die Mehrzahl der westdeutschen ... Historiker ... stand die Rehabilitation der eigenen Nation im Vordergrund der Auseinandersetzung mit Drittem Reich...// Sebastian Conrad: Auf der Suche nach der verlorenen Nation. Geschichtsschreibung in Westdeutschland und Japan, 1945-1960 – Göttingen: Vandenhoeck, 1999, S.135

Als Grundlage für jede professionelle Selbstbestimmung benutzte man stets eine charakteristische Werteperspektive, die nicht nur die methodologischen Aspekte der Forschung eines Wissenschaftlers berücksichtigte, sondern auch den gesellschaftlichen und Werte-Kontext seiner Arbeit. Im Nachhinein konstruierten z. B. die konservativen russischen Historiker in der Sowjetzeit ein Selbstbild, das einer positiven Identifizierung im Kontext der sich veränderten gesellschaftlichen Bedingungen dienen sollte. Dabei stellte man sich selbstbewusst den „negativen“ Tendenzen der aktuellen Entwicklungen hinsichtlich des wissenschaftlichen Selbstverständnisses entgegen. Die Ritualisierung dieses Vorgehens bestand genau darin, dass man bei dieser Selbstfestlegung meistens von den methodologischen Fragen absah und sich statt dessen auf die „positiven“ gesellschaftlichen Werte konzentrierte. Somit war die Zugehörigkeit zur Wissenschaft mit einer bestimmten Werteperspektive verbunden, nach der man seine Opponenten (**besser:** etwaigen Gegner) messen konnte. Im russischen Fall bedeutete ein konservatives Selbstverständnis z. B., dass man eine besondere Wissenschaftlichkeit der sowjetischen Historiographie aus dem tradierten Primat des gemeinen Interesses über dem persönlichen stilisierte. Der ideale sowjetische Typus des Wissenschaftlers zeichnete sich dadurch aus, dass er sich in seiner Arbeit mit den Interessen des Landes identifizierte. Das bewog ihn dazu, abhängig von den Veränderungen des gesellschaftlichen Kontextes die Ausrichtung der eigenen Beschäftigung zu korrigieren. Man war bereit, die persönlichen Vorlieben für die geschichtlichen Themen auf die lange Bank zu schieben und sich brisanten Anliegen zuzuwenden (indem man z. B. einem Ruf der Partei oder der Öffentlichkeit folgte). Mit dieser Definition schloss Poljakov ganz bewusst einen Großteil der Sowjetforscher aus dem Kreis der „echten“ Historiker“ aus, die sich in ihrer Arbeit nicht der Wissenschaft, sondern der Konjunktur und der Karriere verschrieben. Damit galt sein Identifikationsbild von Anfang an einem bestimmten sozialen Netzwerk, das offenbar sich noch in der Sowjetzeit gebildet hatte. Als Achillesferse im sowjetischen System der Wissenschaften sehen auch seine Verteidiger eine große Menge sog. Fachleute, die nur dank ihrer ideologischen Konformität und politischen Loyalität die wissenschaftlichen Karriere machen konnten.⁴

⁴ Der Begriff der Forschungskultur schließt vor Allem besondere Verhaltensweisen bezüglich der Kollegen ein, so wie Pünktlichkeit, korrekte Behandlung der Opponenten, Argumentationskultur, Menschlichkeit und Zuverlässigkeit. Eigentlich war die Diskussion der 90-er Jahre darauf ausgerichtet, gegensätzliche Bewertungen dieser Art des Professionalismus bei den einheimischen Historikern zu begründen. Das gemeinsame war, dass alle Seiten die Relevanz solcher fachbezogenen Verhaltensweisen anerkannten. Poljakov, Ju.A.: Istoritscheskaja nauka: ljudi i problemy. – Moskau: ROCCIIЭH, 1999, S. 225-226

Ein sehr wichtiger Teil der Selbstbestimmungsrituale ist die permanente Legitimierung der eigenen Selbsterbilder durch einen Bezug auf langfristige Kontinuitäten. So führte Poljakov einen tradierten Begriff „Intelligentnost“ als Bezeichnung eines ethisch-professionellen Codes für die russischen Wissenschaftler ein, der seinen Ursprung noch in der vorrevolutionären Tradition hatte. Dieses Konstrukt gehört zu wenigen Konsens-Optionen in der russischen Historiographie, was die Vorstellungen über den fachlichen Professionalismus betrifft. Die oben dargestellten Identifizierungsprozesse lassen sich allgemein im Kontext der „tradierten“ Perspektive auf die Arbeit des Historikers als Gegenüberstellung zu einem modernen professionellen Selbstverständnis auffassen. Diese konservative Strategie, im Rahmen der neuen gesellschaftlichen Bedingungen auf die „bewährten“ Identitätsoptionen zu setzen, ist höchstwahrscheinlich ein charakteristisches Zeichen für alle Historiographien in Umbruchsphasen, die im Kontext eines Übergangs von Diktaturen zu den demokratischen Systemen eintreten. Zumindest für die westdeutsche Historiographie der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts scheint dies der Fall zu sein.

Im russischen wie im deutschen Fall unterstrich man das „historistische“ Prinzip der Geschichtlichkeit. Das bedeutete konkret, dass die Historiographie als die gesamte Gesellschaft der jeweiligen Diktaturperiode im Kontext der entsprechenden Zeitumstände zu betrachten hatte. In diesem Zusammenhang kann man über eine Vorstellung von „legitimierter“ Wissenschaftlichkeit sprechen, wobei die gesellschaftlichen Werte ihre Inhalte mitbestimmen. Somit kann eine „diktatorische“ Historiographie in dem Sinne wissenschaftlich sein, als die von ihr angewandten Methoden dem öffentlichen Wohl dienen. Die Definition dieses Wohls an sich gehört nicht unbedingt in die Kompetenz der Historiker. Dieses Abwehrmodell der Aufarbeitung der problematischen Vergangenheit war bei den Historikern in den Umbruchsphasen ein allgemeines Verhaltensmuster. Die Effizienz dieses Mechanismus geht auf ein tradiertes professionelles Verständnis der Historiker zurück, das seine Wurzeln in der Zeit der Dominanz des Historismus vor dem Ersten Weltkrieg hatte. Die Grundintention dieser Selbstauffassung war, dass der Staat unabhängig von der Art der Machtlegitimation ein legitimer Vertreter des Volkes sei und dass die Aufgabe des Historikers darin bestehe, diesen Interessen zu entsprechen. Damit bildeten die Historismus-Tradition selbst und ihre Orientierung an den Bedürfnissen des Nationalstaates das Hauptargument zur Erklärung der Verwicklungen der Historiker mit den diktatorischen Regimes⁵. Man war

⁵ Das Bild der Wissenschaft als Opfer der Diktatur ließ einen anderen Aspekt der Wissenschaftsgeschichte der Diktaturzeit im Schatten – die Stützende Funktion der Geschichtswissenschaft für das Regime. Afanasjev, Ju.N.: Fenomen sowjetskoj istoriografii.// In: Sowetskaja istoriografija./ Hrg. Ju.N. Afanasjev – Moskau.: PGTJ, 1996, S.9

bestrebt, eine „demokratische“ Perspektive auf Grund der heutigen Werte nicht in die Vergangenheit zu projizieren. Das Verhalten der Historiker resultierte sich damals aus dem Kontext der vorhandenen professionellen Erziehungstradition.

Bei dem oben dargestellten Argumentationsmuster haben wir offenbar mit einem Entlastungsversuch zu tun, wie er eigentlich jedem rituellen Handeln eigen ist. Die frühere Weltperspektive behält, auch wenn sie unter den aktuellen Bedingungen schon ziemlich zerbröckelt ist, noch lange ihre Legitimationskraft, zumindest für das vergangene Handeln. Die Gründe für bestimmte Verhaltensweisen werden vom aktuellen Standpunkt abstrahiert und auf eine besondere Realität zurückgeführt. Um über die vergangenen Taten zu urteilen, muss man sich gewissermaßen auch eine entsprechende Brille aufsetzen.

Tabu-Haltung als ein Teil der rituellen Kommunikation

Manche Themenbereiche in der russischen Historiographie der 90er Jahre waren besonders stark von den tradierten Kommunikationsritualen gekennzeichnet. Das betrifft vor Allem das Thema des Großen Vaterländischen Krieges (dem Krieg gegen Deutschland 1941-1945), das einen enormen Einfluss auf die Identifikationsprozesse in der russischen Gesellschaft der 90er Jahre aufweist. Der konservative Flügel der Historikergunft positionierte sich in den 90er Jahren als Verteidiger der nationalen Ehre gegen Versuche, die geschichtlichen Leistungen des russischen Volkes zu relativieren. Das Thema des Zweiten Weltkrieges hatte schon in der sowjetischen Periode eine besondere Bedeutung für die nationalen Geschichtskonstruktionen, die in erster Linie mit der Relevanz der Selbstidentifikation und der Legitimationsstärke dieses Ereignisses für die Machthaber selbst zu tun hatte. Dass in der ersten Hälfte der 90er Jahre das Thema allmählich ohne wirkliche Konkurrenz in ihrer historiographischen Bedeutung verharrte, ist vor Allem auf den Umstand zurückzuführen, dass der Sieg im Krieg wahrscheinlich letzte sicherer Hafen für die Argumentation der Konservativen zugunsten des sowjetischen Systems und zur Begründung seiner Legitimation übrig geblieben war⁶.

Wenn der Einsatz der sowjetischen Historiker gegen Fälschungsversuche der „bürgerlichen“ oder „neonationalistischen“ Historiographien im Westen gerichtet war, richtete sich die Verteidigungsstellung der 90er Jahre hauptsächlich gegen die neuen osteuropäischen

⁶ Logunov, A.P.: Krisis istoritscheskoj nauki ili nauka v uslovijah obšhestvennogo krisisa> otetschestvennaja istoriografija vtoroj poloviny 80-natschala 90-h gg.// In: Sowjetskaja istoriografija./ Hrg. Ju.N. Afanasjev – Moskau.: PITY, 1996, S.478

Geschichtsbilder, die angeblich einer Revision der Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges in einem „neonazistischen“ Sinne dienten. Ausgerechnet in diesem Themenbereich war der Fortbestand der stalinistischen Geschichtsdarstellungen bis tief in die 90er Jahre (ja sogar bis in die frühen Jahre nach der Jahrtausendwende hinein) spürbar. Die rituelle Komponente ließ sich dabei an einer mythologisierten Wertestruktur ablesen, die die methodologischen Konzepte der Forschung wesentlich beeinflusste. Dazu gehörte z. B. eine als Pflicht angesehene verneigende Pose der Historiker gegenüber dem Sowjetvolk. Wenn in der Sowjetzeit das Konzept „Volk-Sieger“ mit einer Überbetonung der parteilichen Führung verknüpft war, so verschoben sich die Akzente in den 90er Jahren. Die Rolle der Parteiführung wurde problematisiert, dafür kam ein Zusatz zum alten Konzept in Form der „Volk-Opfer“-These⁷ zur Geltung. Diese These nahm Bezug auf die enormen Menschenopfer im Krieg, an denen nicht nur das nazistische Deutschland Schuld trug, sondern in einem großen Ausmaß auch das kommunistische System in Russland selbst. Das patriotische Epos des Krieges in der russischen Historiographie wurde immer wieder auch vom Staat bestätigt. Andererseits sahen sich die konservativen Historiker mit ihren rituellen Gesten in dem Bewusstsein bekräftigt, dass sie sowohl zur Sowjetzeit als auch in den 90er Jahren eine leitende Kraft der Identifizierungsprozesse im Volk waren und somit auch in den für die Nation schwierigen Zeiten einen „echten“ Volksgeist bewahrten. In diesem Zusammenhang kann man von einer Tabu-Haltung der Historiker sprechen, die gegen „negative“ Darstellungen des Krieges mit dem Zweck gerichtet war, die „objektive“ Größe der Volksleistung im Krieg nicht zu relativieren.

Ähnliche konzeptuelle Ansätze rituellen Charakters lassen sich auch in der westdeutschen Historiographie der Umbruchszeit der 1950er Jahre aufzeigen. Dies betraf vor Allem das Thema des Ersten Weltkrieges, bei dem die deutschen Historiker traditionell die These einer gleichmäßigen Verteilung der Schuld am Krieg auf alle beteiligten Akteure vertraten. Als Erklärungsmodell wurde dabei die „Schlitter“-These benutzt (weil man gewissermaßen in den Krieg hineingeschlittert sei) und dies in der Intention der Verteidigung des deutschen Volkes und Staates gegen das geschichtliche Unrecht. Das letzte Motiv war eigentlich bestimmend für die traditionelle methodologische Ausrichtung in der Behandlung des Themas. Erst in den 60er Jahren wurde im Rahmen der Fischer-Kontroverse die „Tabu-Haltung“ der

⁷ Logunov, A.P.: Krisis istoritscheskoj nauki ili nauka v uslovijah obšhestvennogo krisisa> otetschestvennaja istoriografija vtoroj poloviny 80-natschala 90-h gg.// In: Sowjetskaja istoriografija./ Hrg. Ju.N. Afanasjev – Moskau.: PGTJ, 1996, S.461

Traditionalisten im fachlichen Diskurs überwunden, was allerdings nicht in erster Linie mit einem Gesinnungswandel, sondern mit dem Prozess des Generationswechsels in der Historikerzunft zusammenhing.

Die rituellen Komponenten in der Historiographie sind untrennbar mit der Tabu-Haltung der Wissenschaftler in manchen methodologischen Fragen verbunden. Das trifft bei der russischen Historiographie der 90er Jahre in dem Sinne zu, dass es um eine Etablierung des „Einerseits-Andererseits“-Konzeptes geht, das von einer bedeutenden Anzahl der Wissenschaftler als eine „richtige“ Methode für die Aufarbeitung der sowjetischen Vergangenheit angesehen wurde. Grob beschrieben richtete sich dieses Konzept auf die Geschichtsdarstellungen, in denen die „guten“ und die „schlechten“ Seiten der sowjetischen Geschichte sich die Waage hielten. Dieses Konzept wiederum geht auf eine Tradition aus der Sowjetzeit zurück. Im Ansatz entstand es als eine Reaktion auf die moderaten Enthüllungen der Verbrechen des stalinschen Regimes auf dem 20. und dem 22. Parteitag der KPdSU von 1956 und 1961. Die Argumentation richtete sich hauptsächlich gegen die Schwarzmalerei der enormen Leistungen des sowjetischen bzw. russischen Volkes, und wiederum galt dies in einem besonderen Maß für die Geschichte des Krieges⁸. Diese Form der Vergangenheitsbewältigung ist allgemein eine sehr verbreitete Reaktion auf die Problematisierung der Geschichte, und zwar im gleichen Maß in Deutschland und Russland. Die rituelle Komponente besteht dabei in einer Sakralisierung der nationalen Geschichte und in Erwartungen an die Historiker im Sinne positiver Geschichtsdarstellungen.

Ein Teil der russischen Historiker hielt am Gedanken der Unfehlbarkeit der marxistisch-leninistischen Methodologie fest. Dieses sakrale Bewusstsein ist durchaus vergleichbar mit den sakralen Zügen der Nation in den deutschen Geschichtsdarstellungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Neben dem methodologischen Positivismus beider Historiographien (dem Glauben an eine positive geschichtliche Dynamik) gab es eine „monistische“ Komponente, die die ganze Konstruktion zusammenhielt. Die 90er Jahre waren in der russischen Wissenschaft in vielerlei Hinsicht mit einem Zusammenstoß zwischen dem alten und dem neuen Methodologieverständnis verbunden. Das letztere bezog sich auf die Vorstellung, dass jeder methodologische Grundsatz nur einer von vielen möglichen sei und nur bedingt wahrhafte Inhalte aufweisen könne. Dazwischen gab es eine Schwelle zwischen dem wissenschaftlichen Monismus der frühen Moderne und dem methodologischen

⁸ Kulisch V.M.: Sowjetskaja istoriografija Velikoj Otetschestvennoj vojny./ : Sowjetskaja istoriografija./ Hrg. Ju.N. Afanasjev – Moskau.: PGTU, 1996, S. 297

Pluralismus der Postmoderne. Im Rahmen dieses Prozesses verloren die tradierten Kommunikationsrituale im Fach an Bedeutung und Geltungsanspruch. Die Tabu-Haltung der Historiker wurde in einem beträchtlichen Maße rationalisiert und bestimmten Kriterien der Wissenschaftlichkeit unterstellt.

Das bedeutete indes nicht, dass die rituelle Komponente aus der fachlichen Kommunikation ganz verschwand. Dies war auch nicht zu erwarten, weil die Funktionalität der Rituale sich auf die Identifikationsprozesse in jeder (demokratisch oder diktatorisch) Gesellschaft richtete und sich in den öffentlichen Wertekontinuitäten niederschlug. So ist beispielsweise das Verhältnis der bundesdeutschen Gesellschaft in Bezug auf die nationalsozialistische Vergangenheit in einem gewissen Maße ritualisiert, was unter Anderem so etwas wie Tabu-Normen voraussetzt. Für die Historiographie gilt das in gleichem Maß. Das russische „einerseits-andererseits“-Konzept in Bezug auf die sowjetische Vergangenheit, fand in Deutschland (auf die NS-Vergangenheit angewendet), wenige Versuche ausgenommen, keine beträchtliche Verbreitung, weil in der Aufarbeitung dieser Periode der deutschen Geschichte die Opfer-Perspektive eine Priorität hatte. Also wurde „eine positive oder gar verklärende Sicht des Nationalsozialismus im wissenschaftlichen Diskurs Anathema“, obwohl weite Teile der bundesrepublikanischen Gesellschaft der 50er Jahre von dieser Perspektive nicht weit entfernt waren⁹. Hätte sich in der deutschen Gesellschaft eine andere Perspektive durchgesetzt, wäre auch die Methodologie der Geschichtsforschung dadurch stark beeinflusst worden.

Externalisierung als Methodologie und Ritual

Zu den rituellen Denkweisen in den Historiographien der Übergangsphasen gehörten auf jeden Fall Konzepte der Externalisierung des „Bösen“ aus dem geschichtlichen Kontext nicht nur der nationalen Geschichte, sondern auch aus dem des eigenen Fachs. In der Perestrojka-Zeit hatte sich in der russischen Geschichtsforschung ein Konzept der „blinden Flecken“ etabliert, das eine besondere Bewältigungsstrategie darstellte. Die Entstehung der „blinden Flecken“ in der sowjetischen Geschichtsforschung war auf die staatliche Politik der Vorenthaltung von Informationen und auf Forschungsverbote in bestimmten

⁹ Sebastian Conrad: Auf der Suche nach der verlorenen Nation. Geschichtsschreibung in Westdeutschland und Japan, 1945-1960 – Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht, 1999, S.138

Themenbereichen zurückzuführen. Die „blinden Flecken“ waren somit entweder ganz unerforschte Geschichtsproblematik oder eine solche, die ganz tendenziös dargestellt wurde. Auf den ersten Blick war der Verursacher solcher Flecken das entsprechende politische System. Die Forschung war dagegen ein unfreiwilliges Opfer der Umstände. Die Opfer-These war allerdings eine der verbreiteten Methoden für das Klarkommen mit der belasteten Vergangenheit in der ersten postdiktatorischen Periode. Hier genügt zum Beispiel die Erinnerung an die Thesen über das deutsche Volk als ein Opfer der ungünstigen Umstände oder eines bösen Willens. Das Gleiche galt auch für die Wissenschaftler, die von der Diktatur methodologisch unter Druck gesetzt wurden. Gleichzeitig war diese Rechtfertigung eine Art Rückendeckung für die Wissenschaftlichkeit der Forschung. Was den Kriterien der Wissenschaftlichkeit nicht entsprach, wurde in den Bereich der „blinden Flecken“ ausgeklammert¹⁰. Was aber übrig blieb konnte man grundsätzlich als wissenschaftlich wertvoll betrachten. Der andere praktische Nutzen dieser Argumentation bestand darin, dass man von dem Streit um die Gesamtbewertung der sowjetischen Historiographie auf die Teilaspekte absehen konnte. Das brachte die Möglichkeit mit sich, die konzeptuellen Fragen zu vermeiden.

Diese Ausweichungsmethode in der Situation einer methodologischen Unbestimmtheit in den konzeptuellen Fragen war auch für die konservative Mehrheit der westdeutschen Historiker der 50-er Jahre charakteristisch. So zeigte Nicolas Berg solche Externalisierungstechniken am Beispiel der Geschichtsdarstellungen von Gerhard Ritter, die zur Ausklammerung der „belasteten“ Vergangenheit aus dem Kontext der Mehrheitsgesellschaft führten. Letztendlich wurde eine solche Externalisierung zur Abbildung der dominierenden Perspektiven im gesamtgesellschaftlichen Kontext bezüglich der Zeitgeschichte¹¹. Damit kommen wir zum Schluss, dass alle Arten der Vergangenheitsbewältigung in einem besonderen Ausmaß von Ritualisierungsabläufen Betroffen sind. Die Wissenschaft stellt hier keine Ausnahme dar.

¹⁰ Logunov, A.P.: Krisis istoritscheskoj nauki ili nauka v uslovijah obšhestvennogo krisisa> otetschestvennaja istoriografija vtoroj poloviny 80-natschala 90-h gg.// In: Sowjetskaja istoriografija./ Hrg. Ju.N. Afanasjev – Moskau.: PFGY, 1996, S.460

¹¹ Die mehrmalige hilflose Wendung „irgendwie“ und die Häufung von Schimpfworten, die gleichzeitigen Affekte gegen Richter und Ausländer, das sofortige abstrahieren der konkreten Schuld, die lediglich „vor der Geschichte“ bestehe, das Täterbild („Raubtiere“) Ritters, der durch die strikte Trennung von Sadisten bzw. Schurken und Volk zu guter Letzt doch eine Form der Externalisierung des Nationalsozialismus findet, und das Klagen über die allgemeine sehr dünne Decke der Zivilisation – all das zeigt, dass Ritter das Bild eines Nationalsozialismus zeichnete, in welchem die Ereignisse bis Ende der 30-er Jahre aus der Sicht der deutschen Mehrheitsbevölkerung enthalten waren.// Nicolas Berg: Der Holocaust und die westdeutschen Historiker. Erforschung und Erinnerung. – Göttingen: Wallstein, 2003, S.117

Die Bewältigungsrituale

Die rituellen Elemente der wissenschaftlichen Kultur und in der Methodologie der Geschichtswissenschaft könnten aber nicht ausschließlich auf die Vertreter der konservativen Richtung in den Übergangsphasen zurückgeführt werden. Diese Phasen kann man auch dadurch charakterisieren, dass sie im Zusammenhang mit der Etablierung der neuen „radikalen“ historiographischen Richtungen stehen, die eine kritische Aufarbeitung der Vergangenheit (ohne methodologische Tabus und Verdrängung) forderten. Für diese neuen Strömungen war gleichzeitig die Aufgabe relevant, eine eigene wissenschaftliche Identität und Legitimation zu etablieren. Ohne rituelle Kommunikationsweisen lassen sich solche Aufgaben allerdings nicht bewältigen. Die Aktivitäten der russischen „Radikalen“ in diesem Zusammenhang gingen in zwei Richtungen: einerseits, eine methodologische Referenz auf die internationale Forschergemeinschaft; andererseits, Konstruktion einer Kontinuität des Widerstandes gegen die marxistische Methodologie und gegen die Diktatur.

Im ersten Fall nahm man die internationale Anerkennung der wissenschaftlichen Ansätze als eine gewichtige Richtlinie für die Entwicklung der nationalen Forschung. In der russischen Tradition war ein Bezug auf die ausländischen Erfahrungen allerdings immer von ambivalenten Bewertungen begleitet. Die Konservativen „Slawjanofily“ betonten Eigentümlichkeit und Unvergleichbarkeit der russischen Kultur. Deshalb war der westliche Einfluss auch in der Wissenschaft eher negativ anzusehen. Die entgegen gesetzte Richtung der „Westler“ betonte umgekehrt einen vorbildlichen Charakter der westlichen Erfahrungen für die russische Gesellschaft. Die russische Geschichtswissenschaft blieb in ihrer Entwicklung dieser Kontroverse nicht fern. Ein Bezug auf die internationale Ebene spielte die Rolle einer bedeutenden Identifikationsoption mit entsprechenden rituellen Gesten der Anerkennung oder Abstoßung. Die Vertreter der radikalen Richtung verstanden ihre Differenzen mit Opponenten in den methodologischen Fragen als Kampf zweier historiographischer Kulturen. Tatsache war allerdings, dass alle Streitenden eigentlich im Rahmen *einer* Forschungskultur der Sowjethistoriographie professionell sozialisiert wurden. In der Kontroverse um die sowjetische Vergangenheit ging es somit eher um eine neue Perspektive und eine neue Forschungssprache, mit denen man eine zerstörte Identität durch neue Optionen ersetzen wollte. Zur eigenen Legitimation konstruierten die Radikalen eigene Kontinuitäten in die Sowjetzeit hinein.

Die These über zwei Forschungskulturen in der Übergangshistoriographie Russlands wird auch mit der Argumentation untermauert, dass sich die westlich orientierte Richtung

unterschwellig schon in der spät-sowjetischen Zeit formiert hatte und nur auf Grund des ideologischen Diktats nicht zur Geltung kam¹². Deshalb versucht man über eine äußerst fragile, aber nichts desto weniger legitime Tradition zu sprechen, die sich schon am Anfang der 90er Jahre als eine selbstständige Kultur in der historiographischen Landschaft manifestierte. Diese Legitimationslinie basiert natürlich auf den Realitäten einer Übergangshistoriographie, wobei man einen Kurswechsel in den methodologischen Fragen gesellschaftlich rechtfertigen musste. Bei den russischen Historikern der neuen Richtung war es oft der Fall, dass sie durch den Hinweis auf die inoffizielle Ebene der historiographischen Kommunikation eine Kontinuität ihrer Vorstellungen in der sowjetischen Wissenschaft begründeten¹³. Die gleiche Argumentationslinie war den deutschen Wissenschaftlern vertraut, die in ihrer Abkoppelung von der konservativen methodologischen Tradition sich auf internationale Autoritäten oder die Emigranten-Historiker stützten. Auf gleiche Weise konstruierte man eine freiheitliche und demokratische Tradition in der Historiographie, wie es z. B. in der katholische Richtung hauptsächlich in Süddeutschland der Fall war, die sich gegen die nationalistische Tendenzen der „großdeutschen“ Historiographie positionierte.

Ritus der Kontinuitätskonstruktionen

Die Kontinuitäts- und Diskontinuitäts-Gedankengänge in der Historiographie gehören zu den allgemeinen methodologischen Werkzeugen, die am stärksten die Identifizierungsfunktion erfüllen. In beinahe ritualisierter Form nehmen sie gesellschaftliche Bedürfnisse auf und leiten die in Form von fertigen Geschichtsbildern an die Öffentlichkeit zurück. Die gesamte sowjetische Historiographie baute beispielsweise auf einer festen Vorstellung über einen krassen Kontinuitätsbruch zwischen dem Zarenreich und dem sowjetischen Staat auf, was auch einer abgrenzenden Identifikationspolitik diente. In der russischen Historiographie der 90er Jahre wurde die Frage der Kontinuitäten aus einem anderen Blickwinkel betrachtet, und es stellte sich dabei heraus, dass die russische geschichtliche Entwicklung bestimmte „lange“ Kontinuitäten aufweist, die als Voraussetzungen der „negativen“ Entwicklungen in der Sowjetzeit aufgefasst werden könnten. Man vermutete dabei den kulturellen Charakter solcher Kontinuitäten. Weil der gesellschaftliche Pessimismus in Russland der 90er Jahre sich auch

¹² Logunov, A.P.: Krisis istoritscheskoj nauki ili nauka v uslovijah obšhestvennogo krisisa> otšestvennaja istoriografija vtoroj poloviny 80-natschala 90-h gg.// In: Sowjetskaja istoriografija./ Hrg. Ju.N. Afanasjev – Moskau.: PGTJ, 1996, S.470

¹³ Z .B. mündlicher Diskurs, der nicht in der Fachliteratur fixiert wurde

auf die Historiographie auswirkte, und man war bereit, sich eher auf die „negativen“ Kontinuitäten als Erklärungsmodell für die aktuellen Entwicklungen zu konzentrieren.

Im Anschluss an den militärischen Sturm auf das Parlamentsgebäude in Moskau im Oktober 1993 gab es eine Historiker-Konferenz zur historiographischen Aufarbeitung dieses Ereignisses. In der Anschlusschrift meldete sich das Akademiemitglied A.N. Saharov als Organisator dieser Tagung mit einem Einleitungsartikel zu Wort, in dem er die „negativen“ Kontinuitäten der russischen Geschichte für den Verlauf der jüngsten Ereignisse verantwortlich machte. Im Rahmen des zivilisatorischen Ansatzes stellte der ranghohe Historiker fest, dass Russlands Geschichte von einer „negativen“ sozial-kulturellen Kontinuität begleitet werde, die sich in einem überhöhten Maß an sozialen Spannungen und in der Gewaltbereitschaft der Akteure ausgedrückt habe. Der traditionelle Militarismus der russischen Staatlichkeit und das erdrückende Gewicht des Staates im öffentlichen Leben ließen solche Ereignisse wie Oktoberrevolution von 1917, die Diktatur Stalins oder den Umsturz von 1993 nur folgerichtig erscheinen¹⁴. Eine Suche nach (positiven wie negativen) Kontinuitäten gehörte in den Nationalhistoriographien der Übergangsphasen zu einem allgemeinen Ethos, das eine rituelle Funktion in Bezug auf die Vermittlung der Geschichtsbilder durch die Wissenschaft an die Gesellschaft erfüllte.

Der methodische Schwerpunkt der westdeutschen Geschichtsforschung in den 50er Jahren bewegte sich auf eine ähnliche Weise in die Richtung der Unterscheidung zwischen positiven und negativen Kontinuitäten bzw. Kontinuitäten und Diskontinuitäten allgemein. Die neuen Selbstidentifikationsbedürfnisse der Gesellschaft erforderten eine Neubetrachtung der Frage des Nationalen im Kontext der deutschen Geschichte. Friedrich Meinecke war wahrscheinlich der Erste, der über die „negativen“ Kontinuitäten in der deutschen Geschichte gleich nach 1945 sprach. Die „deutsche Katastrophe“ war für ihn das Ergebnis der vorangegangenen Entwicklungen, die er mit den Begriffen „Borussismus“ und „Militarismus“ bezeichnete¹⁵. Deren negativen Einfluss auf die deutsche Geschichte herauszustellen, war im Vergleich mit traditionellen Geschichtsdarstellungen ziemlich neu. Noch bei der Aufarbeitung der geschichtlichen Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg waren die Erklärungsdarstellungen seitens der Historiker von ganz anderer Qualität gewesen.

¹⁴ Saharov, A.N.: Protivoborstvo na puti k zivilisazii.// Novyj „Oktjabr“ v ozenke istorikov./ Hrg. A.N. Saharov – Moskau: IRI RAN, 1994, S.4

¹⁵ Meinecke, Friedrich: Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen. – Wiesbaden: Brockhaus, 1965, S.26.

Solche Konstruktionen wie „Entgeistung“ der Nation gehörten eindeutig zu dem methodologischen Arsenal des klassischen Historismus, wobei das Diskontinuitätsschema in Bezug auf die großartige kulturelle Tradition des Volkes zur Erklärung der Diktatur herangezogen wurde¹⁶. Das war eine rituelle Pose der Buße für die eigenen Abwege von den kulturellen Wurzeln, die dem deutschen Volk als Ganzem im gesamthistorischen Kontinuum immanent waren. Somit war nicht die Nation selbst in die Frage gestellt, sondern die letzten Generationen, die unter fremden Kultureinfluss geraten waren. Als Ergebnis brauchte man das traditionelle Geschichtsbild nicht grundlegend zu revidieren, sondern nur zu diesem Bild als einer bereinigten nationalen Identität zurückzukehren.

Ein ähnlicher Gedankengang lässt sich im Russland der 90er Jahre historiographisch in Form der sogenannten „zivilisatorischen Ansatzes“ verfolgen. In diesem Fall wendete man das „einerseits-andererseits“-Konzept an, um zwischen positiven und negativen Kontinuitäten in der russischen Geschichte zu unterscheiden. Dabei stellte man die Frage, was eigentlich zur herkömmlichen russischen Kulturtradition gehörte. Dementsprechend neigte man oft dazu, die negativen Erscheinungen auf das Konto fremder Einflüsse zurückzuführen. In diesem Zusammenhang galt z. B. die Abkehr vom traditionellen bäuerlichen Gemeindewesen bereits als eine Voraussetzung für die Bildung „marginaler“ Elemente in der Gesellschaftsstruktur, die immer wieder den Nährboden für gewaltsame Revolten und Meutereien in der russischen Geschichte geboten hatten. Weitere „negative“ Traditionen, wie das Überwiegen der staatlichen Macht über der Gesellschaft, wurden in der Regel als erworbene Kennzeichen der russischen Zivilisation betrachtet, die auf besondere geschichtliche Umstände zurückgingen.

Damit vollzog sich die erste Reaktion auf den Bedarf nach der historischen Aufarbeitung der Vergangenheit in beiden Historiographien entweder in der Form einer aktiven Suche nach abstrakten geschichtlichen Kräften und Zusammenhängen, die einen zivilisatorischen Abbruch ermöglichten, oder einer solchen nach den schuldigen Persönlichkeiten bzw. politischen Gruppen, die mit unrechten Mitteln diesen Bruch eingeleitet hätten. Es entsprach offenbar einer gesellschaftlichen Lage, dass man eine persönliche Schuld für das kürzlich Geschehene nicht wahrzunehmen imstande war. Dieses ritualisierte historiographische Geschehen diente der Konstruierung einer Opfergemeinschaft mit einem geteilten Zugehörigkeitsgefühl. Die Gesellschaft wiederum war nur allzu sehr bereit, dies bereitwillig als wissenschaftliche Wahrheit zu empfinden, um letztendlich das sinnlose Geschehen der

¹⁶ Meinecke, Friedrich: Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen. – Wiesbaden: Brockhaus, 1965, S.141

jüngeren Zeit als einen geschichtlichen Unfall aus der eigenen Identität verdrängen zu können. Ein wichtiger Schluss für den wissenschaftlichen Zusammenhang dieses Aufsatzes ist letztendlich die Tatsache, dass die Gesellschaft eine wissenschaftliche Wahrheit im Bereich der Geschichtsdarstellungen ganz nach eigenem Geschmack aus unterschiedlichen Optionen wählen kann. Als Grundlage für eine solche Wahl dient allerdings nicht das Prinzip der Objektivität, sondern das aktuelle gesellschaftliche Bedürfnis nach passenden Identitätsoptionen. Die Übergangsphasen in Russland und Deutschland zeichneten sich beide durch das Streben nach Emanzipation von den politischen Ideologien und gesellschaftlichem Druck mit Hilfe neuer Ansätze in der Geschichtsschreibung aus. Im Laufe der Zeit wurde das rituelle Handeln um das nationale Schicksal von der Publizistik übernommen, während die professionelle Historiographie sich immer mehr auf die internationale Ebene und allgemeinmenschliche Werte konzentrierte.

Zum Schluss

Die rituelle Komponente im wissenschaftlichen Betrieb der verglichenen Historiographien bezieht sich natürlich auf die Besonderheiten der Lage beider Länder im Zusammenhang mit dem Übergang von einer Diktatur zur Demokratie. In dieser Situation war die Suche nach einer neuen professionellen Selbstbestimmung der Geschichtswissenschaft besonders aktiv. Andererseits versuchten die Forscher aber nicht nur in den eigenen Themenbereichen einen neuen Ton anzugeben, sondern auch die Behandlung historischer Fragen im gesamtgesellschaftlichen Kontext zu bestimmen. Dabei griff man oft auf tradierte Identitätsoptionen zurück, um die eigene wissenschaftliche Position nicht nur vor den Kollegen, sondern auch vor der Öffentlichkeit zu rechtfertigen. Die dabei benutzten Kontinuitätskonstruktionen wiesen in einem bestimmten Ausmaß eine rituelle Natur auf, weil letztendlich an sogenannte „Selbstverständlichkeiten“ in den Bewertungsfragen appellierten. So wie früher man die Geister der Vorfahren in einem mystischen Ritual beschwor, behandelten Wissenschaftler die geschichtlichen Kontinuitäten, um eigene Identitätskonstrukte zu unterstützen. Die Form der Kommunikationsrituale wurde rationalisiert, ihre Funktion hatte aber sich nicht verändert. Die Rituale bleiben ein notwendiger Teil der sozialen Zugehörigkeitsbildungen, was die Wissenschaft im gleichen Maße betrifft.